ERWÄGUNGEN EINES THEOLOGEN ÜBER DIE KONGO-MISSIONEN

von G. Philips

Wer als Fremder während der Trockenzeit in zwei Monaten Belgisch-Kongo bereist hat, darf darüber nur mit äußerster Zurückhaltung sprechen. Dafür, daß er seine Eindrücke überhaupt mitteilt, gibt es nur eine Entschuldigung: nämlich, daß diese Eindrücke noch ganz neu und frisch sind. Die folgenden Aufzeichnungen gelten vorab der religiösen Lage, die vom theologischen Gesichtswinkel aus betrachtet wird.

Einleitung

1) Was den aus Belgien kommenden Reisenden an allererster Stelle beeindruckt, ist die ungeheure Ausdehnung des Gebietes. Wenn man die Kongokarte so auf die Europakarte legt, daß Coquilhatville mit Brüssel zusammenfällt, dann befindet sich die Hauptstadt Léopoldville irgendwo in der Provence und der Hafen Boma jenseits der Pyrenäen. Der Nordwestpunkt fällt auf die Höhe zwischen Schottland und Dänemark, der äußerste Südosten auf Kleinasien; der Nordosten stößt über die Ukraine hinaus¹. Man wird also nicht mehr allzu erstaunt sein über die enormen Unterschiede der Völker, der geographischen Lagen und selbst des Klimas. Dazu kommt noch, daß das Schutzgebiet Ruanda-Urundi ein Land für sich ist, mit anderen Rassen und einer anderen Kultur. Auch in der geistigen Haltung unterscheiden sich die Hauptstadt und der Rest der Kolonie weitgehend. Dieser Unterschied findet zum Teil seinen Wiederhall in dem starken Gegensatz zwischen den Industriezentren und dem ebenso unendlichen wie eintönigen Busch. Die Rassen und Sprachen summieren sich zu zweistelligen Zahlen. Die Bevölkerung ist horizontal geschieden in die große Masse derer, die man Primitive nennt, und die kleine Schar der sogenannten évolués.

Was den Theologen am meisten verwirrt, ist die Aufteilung der Apostolischen Vikariate und Präfekturen. Sie erscheinen ihm wie Kirchen, die beziehungslos nebeneinander gestellt sind und nur in sehr geringem Umfange ihre Erfahrungen austauschen, besonders da, wo verschiedene Missionskongregationen an der Arbeit sind. Seit kurzem besteht jedoch eine Dauerkonferenz der wichtigsten Vikare. Aber die Verteilung der apostolischen Kräfte und ihr Einsatz bleiben noch sehr unterschiedlich.

2) Der nächste Eindruck ist eine Art Betäubung angesichts der verwirrenden Fülle von Problemen. Die religiöse Frage, die Grundsätze und

¹ Vgl. A. MICHIELS / N. LAUDE: *Notre colonie*. Bruxelles 171954; s. die geographische Karte S. 5.

die Praxis der Moral, die wirtschaftliche und soziale Lage, die Erziehung — all das steht unter der Belastung der Hauptschwierigkeit: dem Rassen Gegensatz, der mehr als einmal eine dumpfe Gereiztheit zwischen Weißen und Schwarzen verursacht. Diese Probleme erscheinen infolge eines geradezu schwindelerregenden Entwicklungsrhythmus von Tag zu Tag weniger lösbar, während die Mittel zu ihrer Lösung beschränkt bleiben. Die Aufgabe der Mission geht über Menschenkraft hinaus, sobald sie diese siedende und brodelnde Wirklichkeit angreift.

3) Diesen ersten Eindrücken gesellt sich ein Gefühl aufrichtiger Bewunderung für die Pioniere bei, die mit Hand anlegen, und vor allem für die Missionare. Mir scheint, daß ihre Arbeiten und Mühen bei weitem die Schilderungen übertreffen, die man uns davon gegeben hat. Doch ist dieser Bewunderung ein Schuß Traurigkeit beigemischt angesichts des Unvermögens der Missionare ihrem Auftrag gegenüber. Wenn ich dies schreibe, denke ich nicht nur an die stets beschränkte Zahl der Arbeiter, sondern mehr an die Knappheit ihrer geistlichen und materiellen Hilfsmittel. Die Problematik, der sie gegenüberstehen, bringt sie mehr als einmal außer Fassung. Nicht alle haben die Spannweite des Genies, und doch verlangt man von ihnen ohne Unterlaß buchstäblich schöpferische Arbeit.

Neben den Missionaren sind da noch die Verwaltungsbeamten, die Industriellen, die Ärzte, Offiziere und Siedler. Sie haben oft überragende menschliche Fähigkeiten, aber ohne Zweifel auch ihre Schwächen. Alles in allem haben sie hart zu arbeiten. Man macht ihnen oft genug unbegründete Vorwürfe.

Gegenüber der einheimischen Bevölkerung herrscht beim Besucher eine Art staunender Sympathie vor. Wie schwer ist es, den Einheimischen von Grund auf zu verstehen! Er ist zur selben Zeit ganz Mensch wie wir, und doch wieder vollkommen verschieden von uns. Er erscheint uns in seinem Entwicklungsstadium gleichzeitig sehr reich und sehr arm, je nach dem Gesichtspunkt. Was uns ihm gegenüber in Unruhe versetzt, ist das Vorhandensein ziemlich konfuser Komplexe, die verschiedentlich eine gefährliche Intoxikation veranlassen möchten.

I. *Was ist Mission?*

Auf diese Frage würde jeder Kongolese Ihnen antworten, indem er mit dem Finger auf eine Reihe von Gebäuden aus hartem Material mitten in der Ebene hinweist: verhältnismäßig imposant, Mittelpunkt religiöser, erzieherischer und karitativer Wirksamkeit, wirkliche Zuflucht für alle, die der Hilfe an Leib oder Seele bedürftig sind. Aber der Theologe möchte tiefer sehen; er fragt nach dem Wesen dieses großen Unternehmens.

Was ist das Wesen der Mission? Man könnte annehmen, es beständen vier Arten von Missionen, oder doch wenigstens drei; denn die vierte hat, von nahe gesehen, nur den äußeren Anschein der Mission.

Beginnen wir mit ihr, um sie gleich ausschalten zu können. Es ist die romantische Mission, ein wirklichkeitsfremdes Gebilde, eine Fahrt in ein fernes Land, voller Tiere und gutmütiger Wilder, ein abenteuerliches und pittoreskes Unternehmen eines gefärbten Humanitarismus und einer oberflächlichen Religiosität. An den Ufern des großen Stromes erwarten die Schwarzen kniend die Ankunft des Bootes, in dem der Missionar das Kreuz aufgepflanzt hat, und bitten mit gefalteten Händen um die Taufe. Diese Vorstellung, an der die Propagandakalender der Missionare zum Teil schuld sind, wiegt die guten Pfarrkinder in ihren Illusionen, während sie für den Einheimischen, der doch kein Kind ist, bis zu einem gewissen Punkt verletzend ist. Die wirkliche Mission ist eine ganz andere und viel ernstere Sache. Sie ist die Erfüllung einer harten Aufgabe, die Christus und die Kirche ihren Gesandten übertragen hat, damit sie die Botschaft ausbreiten und die Erlösung vollenden.

Eine zweite Auffassung von Mission ist wohl die am meisten verbreitete. Sie stellt sich auf einen kanonistischen und strukturellen Standpunkt und begnügt sich damit, die auswärtigen Missionen zu betrachten. Mission ist danach der Wirkbereich der Apostolischen Vikare und Präfekten, die von der römischen Kongregation der Propaganda abhängen. Sie kennt noch keine Bischöfe, die in eigenem Namen einen Teil der Herde Christi leiten. „In den Gebieten, die noch nicht als Diözesen errichtet sind, ist die gesamte Sorge für die Missionen unter den Nichtkatholiken einzig und allein Sache des Apostolischen Stuhles.“² Der Papst ist der *Dominus Apostolicus*, den die Vikare und Präfekten lediglich stellvertreten. Offensichtlich erhofft man bald den Aufstieg zu einer festeren und besser eingewurzelten Organisation. Vorläufig verwendet man für die Christianisierung, wenigstens in Afrika, noch recht paternalistische Methoden. Das ist keine Kritik. Dieses Vorgehen erweist sich für den Anfang als unumgänglich, aber es darf nicht verewigt werden.

Während des Krieges hat ein aufsehenerregendes Buch den soziologischen Sinn der Mission in den Vordergrund gestellt. Als Abbé Godin seine Schrift: *La France, pays de Mission?*³ herausbrachte, beabsichtigte er keineswegs, sein Vaterland als Kirche im Anfangsstadium darzustellen. Wir kennen Bischöfe in Gallien mindestens seit dem 2. Jahrhundert. Aber die Glaubensprediger sehen sich heute einer Kultur gegenübergestellt, die nicht vor-christlich, sondern nach-christlich ist. Das ist ungleich schwerwiegender. Angesichts des Neuheidentums der alten Welt wäre eine „missionarische“ Reaktion wohl angebracht, denn die Bevölkerung ist stark vom Materialismus durchsetzt, hat sich der Indifferenz ergeben und ist mancherorts vom Atheismus, ja, vom kämpferischen Antitheismus umworben. Eine unzählige Schar von Europäern,

² Codex Juris Canonici (abgek.: CJC), can. 1350, § 2; cf. can. 293, § 1.

³ H. GODIN / Y. DANIEL: *La France, pays de mission?* (Rencontres) Paris 1943. — Diese Veröffentlichung fand weiten Widerhall in Deutschland, England, Belgien und anderswo.

vorab aus den Arbeiterklassen und im Unter-Proletariat der großen Industriezentren, wird von der Botschaft nicht mehr angesprochen und muß buchstäblich evangelisiert werden. Katechumenate wären für sie nicht überflüssig. Zwar kennen wir, dank der Redemptoristen und anderer Kongregationen neueren Datums, Missionare für die Landbevölkerung, für unsere Pfarreien und selbst für die Fabriken. Aber die Geschichte der *Mission de Paris* und der *Mission de France* ist bewegt genug. Auch hier bestimmt die soziologische Auffassung den Missionsbegriff.

Die eigentliche, tiefe Bedeutung der Mission, die allen anderen zugrunde liegen muß, ist theologischer Ordnung. Sie hat teil an der kirchlichen, hierarchischen Gemeinschaft, die mit der Evangelisation der Welt beauftragt ist. Diese Gleichsetzung bringt es mit sich, daß jeder Christ von seiner Taufe an Missionar ist. In Unterordnung unter die kirchliche Hierarchie muß er an der gemeinsamen apostolischen Aufgabe teilnehmen.

Eine andere kühne Veröffentlichung trägt den Titel: *L'Eglise en état de Mission*⁴. Wenn man nicht genau acht gibt, könnte dieser Ausdruck ein wenig ungenau sein. Man könnte versucht sein, an eine Nation im Alarm- oder Kriegszustand zu denken. Aber für die Kirche ist die Mission nicht ein Ausnahmefall, sondern ein Normal- und Dauerzustand. Die Gemeinschaft hat eine wesentliche Sendung und Ausbreitungskraft, bis zu ihrem letzten Glied hinab. Diese Feststellung schließt die Existenz von bestallten und qualifizierten Missionaren nicht aus. Ohne sie könnten die gewöhnlichen Gläubigen nichts für die systematische Ausbreitung des Glaubens unternehmen. Man muß jedoch gestehen, daß die Gesamtheit der Christen ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden ist; viele sind sich ihrer nicht einmal bewußt. Der Christ als solcher trägt aber einen Teil der kollektiven Verantwortung. Wenn wir „Katholiken“ sind, sind wir auf die *Oikumene* ausgerichtet, auf die ganze Welt. Die beiden Typen von Missionaren, die berufsmäßigen außerhalb der Heimat und die an Ort und Stelle mobilisierten, sind im gleichen Maße notwendig, und ihre jeweiligen Anstrengungen ergänzen sich. Weil die Autoren nicht sauber genug die verschiedenen Auffassungen des Begriffs „Mission“ unterschieden haben, haben sie nicht wenig Verwirrung angestiftet.

Diese Ungenauigkeit veranlaßt uns, vom *Warum* der Mission zu sprechen. Die Missionswissenschaft ist eine junge Wissenschaft. Sie gehört

⁴ L. J. SUENENS: *L'Eglise en état de mission*. Bruges 1955. Übersetzt in verschiedene Sprachen, deutsche Ausgabe: *Die Kirche im apostolischen Einsatz*. Neue Wege im Apostolat. Freiburg/Schw. o. J. Der Inhalt des Buches berichtigt die Doppeldeutigkeit des Titels. — Für die verschiedenen Auffassungen des Begriffs *Mission* vgl. A. SEUMOIS: *Introduction à la missiologie* (NZM, Suppl. 3). Schöneck-Beckenried 1952, bes. 61 ff. Noch eingehender A. SEUMOIS: *L'évolution de la théologie missionnaire au XXe siècle*. In: *Scientia Missionum ancilla*, Festschrift A. Mulders, Nijmegen 1953, 54—65. — Zugunsten eines fundamental theologischen Sinnes behandelt die Frage L. M. DEWALLY: *Qu'est-ce qu'une mission?* In: *La Vie spirituelle* (Paris) 1948, 132—153.

leider zu den Teilen der Theologie, die noch am weitesten zurück sind. Vorläufig wenigstens noch; denn sie macht große Fortschritte, seit sie das Stadium der Amateure überwunden hat. Unsere katholische Missionswissenschaft war an ihrem Anfang weitgehend von der reformatorischen abhängig. Noch heute kann man im Kielwasser von Professor Schmidlin die Spur von Ideen Gustav Warnecks feststellen⁵. Hier entsteht ein ziemlich verwirrendes Problem. Wenn man das Gesamt der missionarischen Heerschar betrachtet, zeigt sich, daß die europäischen Nationen, die Besitzungen in Übersee haben, eine große Zahl von Freiwilligen stellen. Die Länder ohne Kolonien bilden viel weniger aus. Bis zu einem bestimmten Punkt läßt sich dieses Phänomen erklären. Das Mutterland fühlt sich für seine „Adoptiv“-gebiete verantwortlich, und dieses Bewußtsein übersetzt sich bei den Gläubigen in missionarischen Eifer.

Die koloniale Ausbeutung und der religiöse Proselytismus erscheinen so irgendwie miteinander verwandt. Man könnte sehr instruktive Studien machen über das Herkunftsland der Glaubensboten dieser entlegenen Gebiete.

Es gab eine Zeit, in der fast $\frac{2}{3}$ der Missionare Franzosen waren. Heute treten Holländer und Belgier in relativer Stärke an die Spitze. Diese Länder gehören zu denen der besitzenden Völker. Die Deutschen und Italiener sind in relativ geringer Anzahl vertreten. Ihre afrikanische Expansion ist gestoppt. Österreicher und Ungarn sind in den Aufstellungen der Propaganda nur sehr gering vertreten⁶. Sie haben keine Besitzungen

⁵ Bezüglich Gustav Warneck vgl. J. DÜRR: *Sendende und werdende Kirche in der Missionstheologie Gustav Warneck's*. Basel 1947. — P. LEFEBVRE: La théologie missionnaire de Gustav Warneck. In: NZM 11, 1955, 15—29. — Das zugänglichste Werk J. SCHMIDLINS ist seine *Katholische Missionslehre im Grundriß*. Münster ²1923. — Über die katholische Missionswissenschaft im allgemeinen siehe außer dem zitierten Werk von SEUMOIS die beiden kleinen Bändchen der Reihe: La sphère et la croix — J. DANIELOU: *Le mystère du salut des nations*. Paris 1946 (Deutsch: *Vom Heil der Völker*. Frankfurt/M. 1952) und H. DE LUBAC: *Le fondement théologique des missions*. Paris 1946. Weiter die Veröffentlichungen von TH. OHM, u. a.: Von der Umkehr, der Mission und der Missionswissenschaft. In: ZMR 40, 1956, 257—265. — PIO DE MONDREGANES: *Manuale di missionologia*. Torino 1950, bes. 347—355. — Eine gute Zusammenfassung der gesamten Frage bietet R. SNOEKS: Missies en missiëtheologie, in: *Coll. Medl.* 27, 1957, 5—23 und 121—135. — Über die theologischen Grundbegriffe s. A. SCHELLINCKX: Katholieke missie en missieapostolaat, in: *Bijdragen der Nederl. Jezuïeten* 12, 1951, 363—386. — A. PERBAL: La teologia missionaria, in: *Problemi e Orientamenti di Teologia dommatica*. Rom 1957, I 415—462.

⁶ cf. L. SCHORER: *Prêtres travaillant dans les territoires de la Propagande. Nombre. Provenance. Champs d'activité*. Rome, Union Missionnaire du Clergé, 1954. In seinen Statistiken, die auf offiziellen Quellen beruhen, macht dieser Autor folgende Angaben: 1953 stammten 3395 Priestermissionare aus Frankreich, 2289 aus Belgien, 2229 aus Holland, 2001 aus Irland, 1332 aus Italien, 847 aus Deutschland, 779 aus Spanien. Österreich zählte 85 Priestermissionare, Polen 70, Ungarn 25. Die belgische Provinz Limburg (mit einer halben Million

außerhalb Europas gehabt. Doch dürfte man die Bedeutung dieses auf den ersten Blick sonderbaren Zusammentreffens nicht übertreiben. Die Berufung zum Glaubensboten hängt ja von so vielen Imponderabilien ab, vor allem von der Gnade. In allen Teilen der Welt wird man Missionare aus Frankreich, Belgien und Holland antreffen, selbst da, wo das nationale Prestige keine Rolle spielt. Doch genügt das, um uns zu beruhigen?

Polen, die erklärte katholische Nation, tritt in der Missionsgeschichte wenig in Erscheinung; vielleicht hängt das mit seiner unruhvollen Geschichte in Europa zusammen. Augenblicklich tritt eine große Zahl von Polen in die Gesellschaft des Göttlichen Wortes ein. — Eine ähnliche Feststellung scheint sich für Irland zu ergeben. Doch muß man es den Iren als Plus anrechnen, daß sie den Katholizismus der Vereinigten Staaten, Australiens und Neuseelands „gemacht“ haben. Ihre Priester begleiteten die Auswanderer und die Deportierten in ihr neues Vaterland. — Die Spanier sind augenscheinlich stark in Latein-Amerika und auf den Philippinen vertreten, aber auch in Japan und anderswo in Asien. Spanier wie Irländer stellen immer mehr Kandidaten für die Missionsgenossenschaften zur Verfügung. Der Parallelismus zwischen Kolonisation und Mission nimmt also ab, und diese Scheidung der Begriffe kann uns nur freuen. Die Koppelung Kolonien—Mission, die Warneck zwar nicht zum Prinzip erhoben, aber doch als Tatsache hingenommen hat, ist also im Begriff sich aufzulösen. Wir können uns heute nur schwer vorstellen, was es mit dem Optimismus und der Euphorie der europäischen Expansion in den anderen Kontinenten im letzten Jahrhundert auf sich hatte. Wir sind zurückhaltender geworden, und mit Hilfe dieser Nüchternheit haben sich unsere geistlichen Anschauungen geläutert. Der christliche Universalismus drängt sich uns immer gebieterischer auf. Selbst ein normaler Kontakt mit der politischen Macht birgt für die apostolische Arbeit die Gefahr einer Hypothek in sich, deren ärgerliche Rückwirkungen man nach Möglichkeit vermeiden sollte. Im Kongo macht man heute diese Erfahrung. Das wirkliche Ziel der Mission kann dabei nur deutlicher hervortreten.

Übrigens muß vermerkt werden, daß die missiologische Reflexion ziemlich regelmäßig hinter dem missionarischen Leben zurückbleibt. Auf religiösem und theologischem Gebiet ist es eine nicht seltene Erscheinung. Der Heilige Geist hat nicht die gelehrten Analysen der Dogmatiker abgewartet, um die besten Christen, Männer und Frauen, zur Bekehrung der Heidenländer zu treiben. Seit mehr als 100 Jahren schicken die Patres von Scheut ihre tapfersten Mitbrüder in die fremde Welt; erst

Einwohner gegenüber mehr als 7 Millionen in Österreich) hat mehr als 200 Priestermissionare. Eine neuere Statistik gibt für Österreich 120—130 Priestermissionare an, die Südtiroler abgerechnet. Vgl. J. FRIED / J. BETTRAY: *Österreichische Priester, Brüder und Schwestern in aller Welt*. Wien 1957.

in unseren Tagen studieren sie auf wissenschaftliche Art den Beweggrund zur Mission. Um das machen zu können, brauchten sie einen beachtlichen Abstand, der eine kritische Überlegung gestattete⁷.

In Belgien, und ohne Zweifel auch anderswo, ist die Tat sehr spontan, und sie eilt oft der systematischen Reflexion weit voraus. Man würde aber im Unrecht sein, wollte man hieraus auf einen Mangel an Reife schließen. Es hat immer eine verborgene, aber wirkliche Rechtfertigung dafür gegeben: nämlich die Inspiration des Heiligen Geistes, die im Ruf der Kirche Gestalt angenommen hat. Die Versuche einer verstandesmäßigen Begründung dagegen sind meistens unvollkommen gewesen, und vor allem vereinfachten sie zu sehr.

1) Eine erste Deutung sucht den Hauptgrund, der den Verkünder des Christentums treibt, in der äußersten Notlage, in der die Heiden sich dem ewigen Verderben ausgesetzt sehen. Wenn die Kirche, wie H. de Lubac sagt, „der Leib der Liebe auf Erden“⁸ ist, dann wird sie den Verlassensten zu Hilfe eilen. Wir sind jedoch nicht gezwungen, uns vorzustellen, daß der heidnische Block wie ein Stein in die Hölle fällt. Ohne Laxisten zu sein, dürfen wir auf die mehr oder weniger außerordentlichen Heilsmöglichkeiten rechnen. „Außerordentlich“ heißt ja: außerhalb der regelrecht errichteten Heilsanstalt, nicht aber notwendig: unbedingt ausnahmsweise. Die gesunde Theologie kennt ein tröstliches Kapitel über die Wirksamkeit der Begierdetaufe. Ein Heide kann unter dem Einfluß der Glaubensgnade, die auf einem Wege, den Gott allein kennt, zu ihm gelangt ist, gerettet werden, selbst unter den mühseligen Bedingungen Schwarz-Afrikas. M. Glorieux schloß eine schon ältere Abhandlung mit der Behauptung, für den Ungläubigen im allgemeinen seien die Missionen nicht so sehr eine Frage von Leben und Tod als vielmehr eine Frage der Fülle des Lebens⁹.

Wir rühren aber mit dieser aus einer anthropozentrischen Sicht her gegebenen Antwort nicht an den letzten Grund der Missionen.

2) Eine zweite Ansicht ist durch die Veröffentlichungen und die weitreichende Tätigkeit von P. Charles SJ¹⁰ fast klassisch geworden. Man könnte sie als ekklesiozentrisch bezeichnen. Für P. Charles und seine

⁷ 1949 reichte der Scheutvelder P. VERBERT bei der Theologischen Fakultät Löwen eine Doktordissertation ein über die theologische Rechtfertigung der Mission. Die Doktorarbeit eines anderen Scheutisten, des P. LEFEBVRE (s. Anm. 5), datiert vom Jahre 1954.

⁸ H. DE LUBAC, o. c., 40.

⁹ CH. GLORIEUX: De la nécessité des missions ou du problème du salut des infidèles, in: *Supplément à l'Union Missionnaire du Clergé de France*, Janv. 1933, 5—25; s. auch die Okt.-Nummer, 19—35.

¹⁰ s. vor allem P. CHARLES: *Missiologie. Etudes, rapports, conférences*. Louvain 1939, bes.: *Dogmatique missionnaire fondamentale*, 48—62. Das Anliegen ist noch dringlicher dargestellt bei J. FRISQUE: *La mission dans l'Eglise*, in: *Responsabilités internationales des chrétiens* (Eglise Vivante), Tournai 1956, 111—144.

zahllosen Schüler, die vor allem Männer der Tat sind, ist Ziel der Mission die Pflanzung der Kirche auf allen Feldern der Welt. Ihr Plan ist, überall Kirchen zu errichten, die vollständig mit lokalem Klerus ausgestattet sind, d. h. mit einem Klerus, der an Ort und Stelle ausgebildet wurde, und mit einem einheimischen Episkopat.

Dieses System wird wesentlich von dem Bestreben bestimmt, möglichst schnell zu einer Vollendung der kanonistischen Struktur und zu einer ernstzunehmenden Verbesserung der soziologischen Anordnung zu gelangen. Zwei Faktoren, die komplementär sind. Nach Maßgabe dieser Entwicklung würden die Heidenländer bald aus der Zuständigkeit der Propaganda an die anderer römischer Kongregationen übergehen, nämlich in die der Konzilskongregation und der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten — beides Kongregationen, denen die oberste Leitung und die Errichtung der Diözesen zusteht¹¹.

Wir können heute besser feststellen, wie sehr diese Problematik, so begründet sie auch sein mag, trotz allem doch auf ein Immediatum verengt ist. Durch eine neue gesetzgeberische Umordnung sind soeben in Französisch-Afrika regelrechte Diözesen errichtet und zu Kirchenprovinzen zusammengefaßt worden, die aber trotzdem, wenigstens vorläufig, in Abhängigkeit von der Propaganda-Kongregation bleiben. Sie sind also noch nicht vollständig „emanzipiert“¹². Selbst im Stadium der Autonomie kann demnach die Notwendigkeit einer ausgesprochen missionarischen Tätigkeit nicht unterschlagen werden. Die Arbeit der effektiven Einwurzelung und der Heiligung muß immer noch fortgeführt werden.

Oft denken wir uns nicht genügend bei den Begriffen, die wir verwenden. Etymologisch und theologisch bezeichnen die Ausdrücke *Mission* und *Apostolat* genau die gleiche Sache mit dem einzigen Unterschied, daß das eine Wort lateinisch, das andere griechisch klingt. Ist die Lokalkirche einmal gegründet und eingepflanzt, so taucht doch die Frage wieder auf: Wozu soll diese sozusagen autochthon gewordene Organisation dienen? Ein letztes Ziel haben wir damit noch nicht gekennzeichnet. Die Kirche an sich ist kein letztes Ziel. Selbst in ihrer höchsten Vollendung geht sie über den Wert eines Mittels nicht hinaus, allerdings eines Totalmittels,

Der Artikel ist ein Panegyrikus auf das Werk des P. Lebbe in China. — Weiter der interessante Beitrag von A. SEUMOIS: La mission, „implantation de l'Eglise“, dans les documents ecclésiastiques, in: *Missionswissenschaftliche Studien*, Festgabe J. Dindinger, Aachen 1951, 39—53. Im Gegensatz dazu unterwirft P. O'Connor die Ideen P. Charles' einer herben Kritik: The Purpose of the Missions, in: *American Ecclesiastical Review* 124, 1951, 272—289; vgl. auch A. SCHELLINCKX, o. c. — Die Diskussion ist noch umfassender, aber auch heftiger bei E. LOFFELD: *Le problème cardinal de la missiologie et des missions catholiques* (Bijdragen van het Missiologisch Instituut Nijmegen, 4) Bussum 1956. Vgl. dazu R. Vögele in ZMR 42, 1958, 139—147.

¹¹ CJC: *De congregationibus romanis*, can. 242—257.

¹² cf. CJC, can. 252, § 3.

eines Ursakramentes, wenn man will; aber sie ist nicht das letzte Wort. Die kirchliche Gemeinschaft ist immer in Beziehung zum wesenhaften Wort, das niemand anders ist als das Wort Gottes.

3) Zweifelsohne hat P. Charles die theologischen Prinzipien recht wohl gekannt. P. de Lubac setzt sich weiter mit ihnen auseinander und erläutert sie durch das biblische Zeugnis, ohne jedoch bis zum letzten zu einer freien theozentrischen Sicht zu kommen¹³. Dieses letzte Epitheton muß in vollem, christlichem Sinne verstanden werden: Anfang und Ende, Alpha und Omega ist das Heilsmysterium, die Offenbarung der Liebe des Vaters in seinem menschengewordenen Sohn, dem Erlöser, und in der Sendung seines Geistes der Liebe. Diese Sicht entspricht genau einer der schönsten Beschreibungen, die die Überlieferung uns von der Kirche geschenkt hat. Man könnte sie in dem Namen: *Ecclesia de Trinitate* zusammenfassen.

Für S. Cyprian ist die Kirche in ihrer Einheit und in ihrer wachsenden Ausbreitung „de unitate Patris et Filii et Spiritus Sancti plebs adunata“¹⁴, Volk, das sich fortschreitend zusammenschließt, indem es an der Einheit der drei göttlichen Personen Anteil erhält. Alle sind berufen, in das einheitschaffende Strahlungsfeld dieses unteilbaren Lebens einzutreten, und solange der letzte Mensch nicht Eingang gefunden hat, ist die „Mission“ der Kirche unvollendet. Die Liebe Christi drängt und treibt die Kirche ständig zur missionarischen Arbeit¹⁵. Sankt Paulus betont in diesem Zusammenhang nicht so sehr die Liebe des Apostels zu Christus, sondern vielmehr die herabsteigende Liebe des fleischgewordenen Gottessohnes, die ihn unwiderstehlich drängt, die Menschen zu retten, bis daß die ganze Welt in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen ist.

Die Kirche muß also ununterbrochen am Werk bleiben, um diese göttlichen Reichtümer in ihrer ganzen Fülle auszuteilen an alle Berufenen, bis zum letzten. Diese sich verschenkende, wesentlich missionarische Liebe ist zur Pflicht gemacht und ist in dem großen Missionsbefehl zum Gesetz erhoben: Zieht also hinaus und macht alle Völker zu meinen Jüngern im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit¹⁶. Ein Auftrag ohne Grenzen des Raumes und der Zeit, unabhängig von allen örtlichen und geschichtlichen Zufälligkeiten. Die Kirche wird vor dem Ende der Zeiten nicht zu Ende damit kommen.

Es sei uns gestattet, an einem Beispiel aus dem Leben zu zeigen, wie unlängst bekehrte Ungläubige die Mission betrachten. Priester aus Urun-di, deren Eltern oder Großeltern noch im Animismus gelebt hatten, drückten ihre Reaktion folgendermaßen aus: „Was habt ihr Missionare

¹³ H. DE LUBAC, o. c., 47 ss. Ebenso Y. RAGUIN: *Théologie missionnaire de l'Ancien Testament* (La sphère et la croix) Paris 1947.

¹⁴ S. CYPRIAN, *De oratione*, 23: PL IV, 536 (553); CSEL 3/1 (Hartel), 285.

¹⁵ 2 Cor 5, 14: Caritas Christi urget nos.

¹⁶ Mt 28, 18—20.

aus Belgien uns eigentlich gebracht? Bildet euch nicht ein, ihr hättet uns das Dasein Gottes gelehrt. Wir kannten es schon. Aber dieser Gott hatte einen unendlichen Abstand von uns. Damals war unser ganzes Leben von Geistern beherrscht, die wir immer wieder mittels Opfer besänftigen mußten. Diesen fernen Gott habt ihr uns nahe gebracht . . .“ Dieser letzte Satz deckt sich mit einer Behauptung des heiligen Paulus¹⁷; aber der Apostel vertieft und verbessert ihn: „Jetzt, in Christus Jesus, seid ihr, die ihr einst fern waret, nahe geworden, durch das Blut Christi.“ Denn Gott ist nicht fern von einem jeden aus uns. Es sind die Menschen, die sich durch ihre Untreue von ihm entfernen. Christus macht aus allen ein einziges Volk und einen einzigen Menschen.

Das ist es, was der Missionar zu bringen hat: die Nähe Gottes in Jesus. Die Gottlosen sind in Europa zahlreicher als in Zentralafrika, ich meine jene Menschen, die wissenschaftlich und gewollt die Gottesidee verwerfen. Die Schwarzen sind religiös. Was uns angeht, so fordert man von uns „christliche“ Missionare. Um Gott in seiner Güte nahe zu finden, müssen die Menschen Christus entdecken, denn im Antlitz Christi offenbart sich die Liebe Gottes. Die Kirche ist die Sichtbarmachung und die Fortsetzung Christi. Darin liegt der letzte Grund der Mission. Diese Deutung widerspricht nicht der These P. Charles', sie geht über sie hinaus, um sie zu vervollständigen.

II. Was ist ein Missionar?

Unsere Ausführungen können hier mehr beschreibend sein. Die Missionare am Kongo lassen sich wie anderswo in vier Gruppen einteilen.

1) Zur ersten Gruppe gehören die katholischen Priester, die aus fernen Ländern gekommen sind. Mit ihnen die Missionsschwester und -brüder. Die Berufung zum Missionar beschränkt sich nicht auf die Priesterweihe. Die Missionare bringen verschiedene Formen der Spiritualität mit sich, je nach der Gesellschaft, der sie angehören. Nicht alle sind direkt für die Aufgabe, die ihrer hier unten wartet, geformt. Das liturgische Offizium mit aller Pracht feiern bereitet noch nicht vor auf das Leben im Busch oder an Zentren, wo die Menschen außer dem Gewohnheitsrecht leben. In der Anfangszeit haben die Trappisten mit Begeisterung dem Werben Leopolds II. nachgegeben und ließen sich mit ihrem Zisterzienserideal in Coquilhatville nieder. Heroisch treu gegenüber dem Buchstaben ihrer Regel, konnten sie den apostolischen Mühen und dem Klima nicht lange standhalten. Auch am Äquator schliefen sie in ihrer Kutte. Niemand bezweifelt mehr die Notwendigkeit einer besonderen Ausbildung zur Missionsarbeit.

Heute beginnt das klassische Bild des Missionars sich zu ändern. Der alte Typ war der Missionar, der außer seiner Hauptaufgabe, der Evangelisation, fast alle übrigen Berufe ausübte. Wir kennen alle die äußerst

¹⁷ Eph 2, 13 ss.

sympathische Figur des bärtigen Buschläufers, der gleichzeitig Siedler, Baumeister, Lehrer, Agronom und Arzt war. Von den Bedürfnissen des Lebens gejagt, gab er sich aus bis zum Letzten, bis zum vorzeitigen Tod. In jener Zeit streckten fünf bis sechs Jahre in den Tropen den Missionar für gewöhnlich zu Boden. Mit der Weiterentwicklung der Mission haben sich die Anforderungen, vor allem an den Intellekt, verzehnfacht, und selbster denn früher kann Großmut die Zuständigkeit ersetzen. Als zu Lebzeiten des heiligen Franz die ersten Minderbrüder nach Marokko gekommen sind, ist es ihnen nur gelungen, gemartert zu werden, bevor sie sich an dem islamischen Block die Zähne ausbeißen konnten. Ihre Nachfolger, die vielleicht weniger heldenhaft sind, haben klarer erkannt, daß es darauf ankomme, den Arbeiter für seine Aufgabe, für sein „Handwerk“ vorzubereiten und zunächst das Gelände zu erkunden. Heute kann der Kongo-Missionar einen Teil seiner materiellen Aufgaben anderen überlassen und sich selbst mehr unmittelbar der Evangelisationsarbeit widmen, obwohl er zumeist in beachtlicher Weise durch Schulunterricht in Anspruch genommen wird.

2) Bei der zweiten Gruppe ist es mehr als fragwürdig, ob man sie noch „Missionare“ nennen kann. Sie umfaßt nämlich die Berufungen an Ort und Stelle (früher sagte man: die einheimischen). Im allgemeinen habe ich für den Kongo und für Ruanda-Urundi unheimlich viel Gutes über sie gehört. Die Apostolischen Vikare bezeugen, daß in den Reihen des schwarzen Klerus die Zahl der Männer mit Fähigkeiten, ja, mit größten Fähigkeiten, sehr beachtlich ist. Das hindert nicht, daß die Mentalität der „Abbés“ eine gewisse Spannung verrät. Das Unbefriedigtsein kann einen schweren Minderwertigkeitskomplex erzeugen. Fühlen sie sich entwurzelt? Ich würde nicht wagen, diese Frage entscheidend zu beantworten. Sie besitzen durch ihre langen Studien (drei Jahre Philosophie, ein Probejahr, fünf Jahre Theologie) ein ernstzunehmendes Wissen und eine Allgemeinbildung, die es gestatten, sie im wahren Sinne des Wortes als „évoulus“ oder, wenn man will, als wirkliche Intellektuelle zu bezeichnen. Ihrem Ursprungsmilieu entzogen, haben sie wenigstens 15 Jahre lang europäisch gelebt, mit nur kurzen Ferienunterbrechungen in ihrem Dorf. Ihren Unterricht erhielten sie in den großen Seminaren, die vollkommen durchorganisiert sind, und in Lehrkursen oder nach Handbüchern, die nur mehr oder weniger angepaßt waren, jedenfalls in den meisten Fällen nicht von der für Afrika speziellen Problematik aus verfaßt und durchdacht waren. Von daher läßt sich ahnen, daß sich ganz bestimmte Probleme von allein stellen, ohne daß man sie in genauen Begriffen einfangen könnte. Mit anderen Worten: Die schwarzen Priester kennen viel mehr Fragezeichen als eine Grundlage für die Antwort.

Weiter: Die schwarzen Priester sind Weltgeistliche. Ihre Bischöfe und ihre Vorgesetzten dagegen sind fast alle Ordensleute. Sind sie durch diese Bezeichnung als „Säkulare“ in ihren eigenen Augen nicht gewissermaßen deklassiert? Jedenfalls melden sich viele von ihnen, wenn man

für sie die Tore des Noviziats auftut. Ein delikates Problem! Für den 30. Juni 1957 als Stichtag wird ihre Zahl mit 461 angegeben, sehr ungleich verteilt auf die verschiedenen Vikariate, 163 davon gehören zu Ruanda-Urundi. Zum gleichen Datum zählte man 480 Großseminaristen.

Man könnte sich schlecht vorstellen, daß die politische Entwicklung die schwarzen Kleriker unbeteiligt läßt. In allen Seminaren haben die Studenten dem Verfasser dieser Zeilen dieselbe Frage gestellt. Sie wußten von seiner Stellung als Senator Belgiens. Aber höflich, wie sie sind, und wohlgezogen in der Kunst des Gesprächs — Erbteil ihrer Rasse —, machten sie sich auf einem rhetorischen Umweg an ihr Anliegen heran: „Wir haben gehört, daß es im belgischen Parlament einen Priester gibt.“ Auf meine Antwort: „Ich glaube ihn wohl zu kennen“ fuhren sie fort: „Wir haben auch das Gefühl, daß er nicht weit von uns ist. Wir wären interessiert zu wissen, was er in diesem Milieu macht.“ Der Gedankengang läßt sich erraten. Er ist äußerst natürlich. Er steht, bewußt oder nicht, in Beziehung zu dem Fall des schwarzen Priesters Youlou, der Bürgermeister von Brazzaville (gegenüber Léopoldville) ist und ganz im politischen Nationalismus aufgeht. Er ist voller Hingabe für sein Volk, lebt aber im Zerwürfnis mit seinem Bischof.

In der Sammlung: *Des prêtres noirs s'interrogent*¹⁸ wird dieser delikate Punkt kaum gestreift. Gleichwohl ist er von Bedeutung. Die Christen, vor allem die Priester, müssen sie sich nicht gedrängt fühlen, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die ohne sie Gefahr läuft, zu einem Irrweg zu werden?

Auf meine Antwort, daß der genannte Priester-Senator nicht deswegen im Parlament ist, um in Politik zu machen, gab es große Augen. Was macht man im Parlament, wenn nicht Politik? Der Kirchenmann, der eine so außergewöhnliche Stellung einnimmt, befaßt sich hauptsächlich mit der moralischen Wertung der legislativen Tätigkeit. Er ist Garant und Vergegenwärtigung des Geistlichen inmitten der Erwägungen über das Zeitliche und darf sich nicht damit begnügen, als Außenstehender darüber zu befinden. In Wirklichkeit gehört er zum Parlament wie dessen Seelsorger, er gilt praktisch als der Pfarrer dieser außergewöhnlichen Pfarrgemeinde.

Höflichkeit oder Überzeugung — jedenfalls schienen meine Zuhörer sich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben. Vielleicht denken wir nicht genug an diese unvermeidliche Problematik. Sie zu übersehen könnte sich unheilvoll auswirken. Auch die Apostolischen Vikare stellen sich solcherart Fragen, wenn sie ihre besten Leute für höhere Studien auf die Universitäten senden. Soeben ist eine theologische Fakultät an der Universität Lovanium zu Léopoldville¹⁹ gegründet worden, die erste ihrer

¹⁸ A. ABLE e. a.: *Des prêtres noirs s'interrogent*. „Présence Africaine“ (Rencontres, 47). Paris 1956. — Über den Fall Youlou cf. *Le monde missionnaire en 1956* (Eglise Vivante) Paris 1957, 288—305.

¹⁹ s. den Beitrag: Die neue theologische Fakultät an der Universität Lovanium/

Art in Afrika. Im ersten Jahr zählte sie sieben schwarze Priester, und eine schöne Weiterentwicklung zeigt sich an. Es ist aber auch wirklich dringend notwendig, wohlausgeglichene und gutinstruierte Leute mit einer theologischen Bildung von Universitätsrang vorzubereiten, die dann fähig sind, die Fülle der religiösen Probleme Afrikas aufzugreifen.

Im Augenblick hat man den Eindruck, daß die schwarzen Priester selten Verwaltungsmänner erster Klasse sind. Das Gegenteil wäre auch kaum verständlich. Das Milieu, dem sie entstammen, kennt ja keinerlei bewußte Organisation, die verborgene Fähigkeiten wecken könnte. Ein Grund mehr, ihnen geduldig in einem Bereich Vorschub zu leisten, dessen Bedeutung niemand leugnen wird. Neben den schwarzen Priestern gibt es die einheimischen Brüder und in noch größerer Zahl die einheimischen Schwestern. 1957 zählten die Brüder 479 und 157 Novizen, die Schwestern 1075 und 380 Novizinnen. Zahlen, die beredt für sich sprechen. Zuweilen stellt man eine gewisse Schwankung fest hinsichtlich der den Brüdern übertragenen Arbeiten. Man führt sie mehr und mehr dem Lehrberuf zu. Die Schwestern genießen einen ausgezeichneten Ruf wegen ihres religiösen Eifers, ihrer Hingabe und ihrer Beharrlichkeit. Dieses Ergebnis ist außerordentlich tröstlich, vor allem, wenn man die moralische Stellung der Frau in der autochthonen Gesellschaft in Rechnung stellt, wo sie zumeist ohne jede Ausbildung blieb und den schlimmsten Gefahren ausgesetzt war. Soll man die Schwarzen in europäische Genossenschaften zulassen oder für sie eigene Gesellschaften gründen, die mehr oder minder von den ausländischen unabhängig sind? Es ist schwierig, sich über dieses dornige Problem auszulassen; noch schwieriger, eine allgemeine Regel aufzustellen. Heute gibt es schon schwarze Scheutisten und sogar schwarze Weiße Väter. Soll man sie in fremde Länder schicken, um aus ihnen echte Missionare zu machen?

3) Eine dritte Art von Missionaren bilden die Säkularen. Wohl verstanden: es handelt sich nicht bloß um Laien, sondern auch um Diözesanpriester. Die Ankunft der letzteren am Kongo ist ein ganz neues Phänomen. Ohne Angliederung an einen religiösen Orden war ihr Dasein dort unten alles andere als gesichert. Gegenwärtig gibt es schon andere Lösungen des Problems. Aber ihre verstärkte Entsendung ist aus verschiedenen Gründen mehr als notwendig. Mehr als ein Apostolischer Vikar bittet kniefällig um Weltpriester, die an seinem Kolleg für Europäer Griechisch und Latein geben sollen. Dieser Sekundärunterricht muß hauptsächlich für die weißen Kinder gegeben werden, augenblicklich von Missionaren, die mit einem anderen Ideal zum Kongo gekommen sind. Jeder belgische Professor würde einen Pater frei machen für den Busch, der auf ihn wartet. Außerdem könnten die Diözesanpriester sich sehr nützlich machen für die Seelsorge unter den Weißen, die schließlich ja

Léopoldville, in: ZMR 42, 1958, 66—68. Außerdem vor allem A. VANNESTE: Une faculté de théologie en Afrique, in: *Revue du Clergé Africain* 1958, 3—14.

auch Pfarrkinder sind, und seien es auch „deplazierte“. Die Diözesangeistlichen wären in der Regel für diese Arbeit geeigneter; man muß sich ja nicht nur um die Anpassung an die schwarze Bevölkerung kümmern. Schließlich besitzen auch die Europäer in Afrika eine Seele.

Dann gibt es noch die Laien. Bis jetzt kommen mehr Frauen als Männer hier an. Aber auch für diese gibt es manches Arbeitsfeld im direkten oder indirekten Dienst der Mission. Die Sozialassistentinnen und die Krankenpflegerinnen leisten Dienste, die hoch bewertet werden. Irgendeinem freien oder offiziellen Foyer angegliedert, bringen sie der schwarzen Frau die Kinderpflege bei, die Hygiene, das Nähen, die Hauswirtschaft. Die menschliche und christliche Förderung gibt es nur um diesen Preis. Diese jungen Frauen nehmen auch Besuche im Dorf, in den Hütten in ihren Tätigkeitsbereich auf. Dadurch erhalten sie eine reelle Möglichkeit, Kontakte mit der weiblichen Bevölkerung in ihrem natürlichen Milieu aufzunehmen, zumal sie nicht durch klösterliche Vorschriften eingeschränkt sind. Die am meisten weltoffenen Ordensfrauen sind ebenso beweglich wie die Laien, aber sie können nicht allen Anforderungen gerecht werden, und im allgemeinen übt der soziale Bereich des Lebens nicht eine solche Anziehungskraft auf sie aus.

4) Schließlich bleibt noch die vierte Art von Missionaren — wir nehmen dabei das Wort in seinem weitesten Sinne, nämlich alle Glieder des gläubigen Volkes. Die Zugehörigkeit zur Kirche verleiht ihnen diese Eigenschaft und diese Pflicht. Wenn viele von ihnen sich am Kongo in den Dienst der Mission stellen: Ärzte, Assistenten, europäische Lehrer, schwarze Katechisten — dann können die anderen in ihrer Umgebung sich nicht mehr von der gemeinsamen Aufgabe ausschließen. Die Frauen der Beamten oder der christlichen Siedler stellen sich oft hingebungsvoll zur Verfügung. Viele bleiben jedoch noch untätig. Schwierig wäre es, die Bedeutung der christlichen Familie und die Strahlungskraft ihres Beispiels zu überschätzen. Die Afrikaner haben ein ausgesprochenes Bedürfnis, die Verwirklichungsformen gelebten Christentums zu sehen. Die katholischen Familien am Kongo beginnen, sich ihrer Berufung bewußt zu werden; sie haben bereits blühende Vereinigungen ins Leben gerufen.

Natürlich bleibt die überwiegende Mehrheit der Gläubigen in der Heimat. Das befreit sie aber nicht von der allen gemeinsamen Pflicht, von der sie sich nicht durch ein gelegentliches Almosen oder ein zerstreutes Gebet loskaufen können. Man muß besonders bedauern, daß die religiöse Bildung vieler Intellektueller in dem Punkte äußerst mangelhaft ist. Manche Leute mit Universitätsdiplomen sind hinsichtlich einer universalen Auffassung des Christentums wie Kinder, die nur den kleinen Katechismus gelernt haben. Es wäre Zeit, daß sie erwachten! *

* Ein zweiter Beitrag des Verfassers folgt in der ersten Nummer des nächsten Jahrganges. Die deutsche Übersetzung des französischen Originals besorgte Dr. P. Josef Glazik MSC.